

An abstract painting featuring a large, central, irregular shape in shades of orange and red, set against a background of various blue tones. The brushstrokes are visible and expressive, creating a textured, layered effect. The overall composition is balanced and evocative.

Czernin

Brigitte Schwaiger

**Lange Abwesenheit
Die Galizianerin
Malstunde**

BRIGITTE SCHWAIGER

LANGE ABWESENHEIT
DIE GALIZIANERIN
MALSTUNDE



BRIGITTE SCHWAIGER

LANGE ABWESENHEIT
DIE GALIZIANERIN
MALSTUNDE

Czernin Verlag, Wien

Gedruckt mit Unterstützung der Kulturabteilung des Landes Oberösterreich

Schwaiger, Brigitte: *Lange Abwesenheit - Die Galizianerin - Malstunde* /
Brigitte Schwaiger
Wien: Czernin Verlag 2012
ISBN: 978-3-7076-0356-9

Brigitte Schwaiger, *Lange Abwesenheit*: erstmals veröffentlicht 1980 im Paul Zsolnay Verlag; Brigitte Schwaiger, Eva Deutsch, *Die Galizianerin*: erstmals veröffentlicht 1982 im Paul Zsolnay Verlag; Brigitte Schwaiger, Arnulf Rainer, *Malstunde*: erstmals veröffentlicht 1980 im Paul Zsolnay Verlag.

© 2012 Czernin Verlags GmbH, Wien
Umschlaggestaltung: sensomatic
unter Verwendung eines Bildes von Brigitte Schwaiger
Übertragen in die Neue Deutsche Rechtschreibung von Günther Renner
Produktion: www.nakadake.at
ISBN Epub: 978-3-7076-0356-9
ISBN PDF:
ISBN Print: 978-3-7076-0252-4

Alle Rechte vorbehalten, auch das der auszugsweisen Wiedergabe
in Print- oder elektronischen Medien

BRIGITTE SCHWAIGER

LANGE ABWESENHEIT

*Die Stirne meines Vaters, ein Eisfeld,
auf dem eine winzige Figur läuft.
Das bin ich und laufe und laufe,
aber der Kopf dreht sich.
So komme ich nicht voran.*

Es ist schon dunkel. Vielleicht ist das Tor geschlossen. Dann werde ich über die Mauer klettern. Ich will zu meinem Vater, jetzt. Auch wenn geschlossen ist. Aber das Tor lässt sich leicht öffnen. So finster ist es, dass andere Kinder sich fürchten würden, um diese Zeit durch die Grabreihen zu gehen. Schau, Vater, herauf oder herunter, da bin ich. Ich möchte dir etwas sagen. Mein Auto steht draußen an der Friedhofsmauer. Ich habe es nicht versperrt. So eilig hatte ich es, zu dir zu kommen. Blödsinn, sagt er, du hast doch sicher Geld im Auto, Geld ist Geld! Ich möchte aber nicht schon wieder über Geld mit dir reden. Was haben sie dir denn da hergemeißelt? Ist dir die Schrift recht? Weißt du, wie lange ich als Kind in deiner Ordination saß, nachmittags, wenn du Krankenbesuche machtest, und die Privatrezeptblöcke betrachtete? Ich empfand für alles, was mit deinem Namen bedruckt war, ehrfürchtige Liebe. Ein Vater, der so wichtig war, dass man seinen Namen druckte. Doktor der gesamten Heilkunde. Ich war stolz auf dich. Du warst so wichtig, dass man dich nur selten sehen konnte. Wurdest ständig gebraucht von deinen Kranken. Wenn du heimkamst, warst du müde. Mutter schickte uns in unsere Zimmer. Der Vater hat genug Gesichter gesehen den ganzen Tag! Er braucht Ruhe.

Birer lebt. Drei Jahre, sagtest du, als ich dir vor fünf oder sechs Jahren von seiner Krankheit erzählte.

Als ich Biring kennen lernte, hoffte ich, er würde dich überleben. Biring war für mich da, wenn ich Fragen hatte. Wann hättest du dir Zeit genommen, mit mir zu reden? Als ich begriff, dass du sterben würdest, nahm ich es dir übel, dass du einfach fortgingst, ohne jemals für mich vorhanden gewesen zu sein.

Mach ein bisschen auf. Sag etwas. Sag etwas mit deiner Stimme. Sag vielleicht:

Oh, du bist hier? Das freut mich aber, dass du gekommen bist! Sag etwas in dem liebevollen Ton, den du für mich hattest, wenn du in Gegenwart eines Patienten in deiner Ordination mit mir telefoniertest. Wenn die Patienten dich hören konnten und sehen konnten, warst du ganz anders zu allen deinen Töchtern. Sag etwas. Lass mich nicht so dastehen.

Wenn es etwas gibt, schweb heran! Leg deine Hände auf meine Hüften, wie ich das nie haben wollte, wenn du nichts anderes kannst. Ein Friedhofsmörder könnte mich erwürgen und zerstückeln. Diese Gefahr gehe ich für dich ein. Siehst du, was für Macht du hast? Und wie überlegen du mir jetzt schon wieder bist. Aber ich glaube nicht, dass du dich hast aufnehmen lassen in die große Gemeinschaft der Heiligen. Du sitzt irgendwo allein und verfluchst Mutter, weil sie dir nicht die Wärmflasche bringt. Du willst nicht zusammen mit den gewöhnlichen Toten rund um den Herrgott sitzen. Wenn es einen Herrgott gibt, sagtest du einmal, dann soll er die Krankheiten abschaffen! Der Herrgott sollte dir lieber eine Wärmflasche geben, Kamillentee und Schafwollsocken. Und eine Zeitung. Aber hab Geduld, wir kommen ja nach. Großmutter ist schon recht alt. Und wir sind auch sterblich. Dann bringen wir dir Zigaretten und lassen uns wieder von dir erzählen, wie du geritten bist am norwegischen Eismeer, was für dicke Lachse du gefischt hast, und wir bewundern dich. Und wenn Mutter und die Schwestern schlafen gegangen sind, bleibe ich in der Küche sitzen und frage dich, ob du dich erinnerst an das weiße Kleid, wie ich im weißen Kleid zu dir gekommen bin, wie du das sagtest von der kleinen Geliebten, wie eine kleine Geliebte, wie eine heimliche Geliebte, und du antwortest: Ja, ja. Dann gehst auch du schlafen, und ich sitze allein in der Küche, trinke den Bierrest aus deinem Glas, werfe deine Zigarettenstummel

weg, schaue nach, von wem die Ansichtskarten sind, die an der Holzleiste hinter deinem Essplatz stecken. Patienten, die auf ihren Urlaubsreisen an dich dachten, Sportfliegerfreunde, Kriegskameraden, lauter Menschen, die einen besseren Weg zu dir wussten als ich. Meine Briefe hast du nie beantwortet. Wer war ich denn. Nur eine von den vier Töchtern, die dir das Leben vergällten. Gute Nacht, sage ich. Gute Nacht, sagst du in dem Ton, der zugleich ein lautes Seufzen ist, ein Vorwurf von dir an dich selbst, uns gezeugt zu haben. Du tatest mir oft leid, wenn ich uns so anschaute. Aber auch wir haben uns dich und Mutter nicht ausgesucht. Ich hasse mich selbst, wie ich jetzt kerzengerade stehe vor einem Fleck Erde, unter dem du wahrscheinlich kerzengerade liegst. Jeder an seinem vorläufigen Platz. Ein rechter Winkel zwischen dir und mir. Ich bin gekommen, um Andacht zu halten. Aber du sagst nichts, und ich spüre nur mein Lebendigsein. Papa, lieber. Wir haben ein Papier bedrucken lassen mit deinem Namen und deinem Bild. Sympathisch bist du da, blickst ernst und pflichtbewusst. Der gute Arzt. Ich trage dich in meiner Handtasche herum. So ein Vater, den man auseinanderfalten und herzeigen kann. Ich bin enttäuscht, wenn ich dich herzeige und die Leute, die dich nicht gekannt haben, schweigen. Ich möchte, dass sie dich bewundern, wie du es verdienst. Ich möchte, dass die, die dich gekannt und verehrt haben, dich hassen, wie du es verdienst. Ich möchte weinen können um dich. Wenn ich dich hergezeigt habe, falte ich dich zusammen und stecke dich wieder ein. Es hilft mir niemand, dich zu betrauern. Soll ich das Mutter ausrichten, wegen der Wärmflasche? Wenn sonst noch etwas ist, schreib es auf, leg den Zettel heraus, wir holen ihn dann jeden Tag.

Herrgott! Ich bin tot und habe eine Tochter, die ihr Maul nicht halten kann!

Mutter möchte das Schlafzimmer grün ausmalen lassen und die Möbel umstellen. Die Bilder im Vorhaus hat sie anders hingehängt. Bernhard will die Schuhe und den Matrosenanzug nicht tragen. Er wehrt sich heftig, wenn Mutter ihm zu erklären versucht, dass es gute Schuhe und ein teurer Anzug sind. Aber die gehören doch nur für das Begräbnis, sagt Bernhard.

Denkst du oft an deinen Opa, fragte ich ihn bei meinem letzten Besuch. Immer muss ich an den Opa denken, sagte Bernhard. Warum können Kinder nicht auch tot sein?

Er schläft in deinem Bett und sagt: Ich bin jetzt der Opa.

Als Mutter verärgert die Weckuhr schüttelte, die nicht funktionierte, und sich beklagte über das kaputte Zeug, wies Bernhard sie zurecht:

Das ist kein Zeug! Das hat mein Opa gekauft!

Er hält seine Kleider in Ordnung, wie er es von dir gelernt hat.

Es ist ein Unterschied, wenn man gefragt wird nach dem Vater, ob man sagt:

Mein Vater ist, oder: Mein Vater war. Ich sage gern: Mein Vater war. Andere Sätze gibt es noch, die ich gern ausspreche. Sie beginnen alle mit: Seit dem Tod meines Vaters.

Das Warten auf dein Sterben, wie wenn man im Theater sitzt und der Vorhang sich nicht hebt. Und wenn er stirbt. Und wenn er tot ist. Ob ich da etwas fühlen würde, fragte ich mich. Würde ich da weinen können? Oder die ganze Angelegenheit auf andere Weise hinter mich bringen? Die Selbstmörderin, die einen Brief hinterlässt: Legt mich nicht ins Familiengrab. Und wenn er stirbt. Und wenn er tot ist. Wieder weg von deinem Bett, ins Auto, auf die Autobahn. Im Radio wurde in den Nachrichten durchgegeben, dass der Papst an Herzversagen gestorben ist. Gut, dass du das nicht mehr erfahren konntest. Es hätte dich geärgert, dass der es um so vieles leichter hatte. Es ärgerte dich ja auch,

dass unser jüdischer Bundeskanzler gerade zu der Zeit, als du im Spital liegen musstest, seinen Sommerurlaub auf der Insel, die du geliebt hattest, verbrachte. In den Bergen, wo du Rosmarin pflücktest und vorhattest, dir fürs Alter ein Haus zu kaufen. Jeden Morgen, wenn die Krankenschwester das Frühstück gebracht hatte, das du nicht mehr essen konntest, sagtest du zu Mutter: Und der Bundeskanzler isst jetzt zwei Eier, ein Butterbrot mit Marmelade und trinkt Kaffee!

Der schwarze Christus hängt dürr von unserer marmornen Wand. Unser Familiengrab, das schönste vom ganzen Friedhof. Über deinem Namen der Name des Großvaters. Auf sein Begräbnis freute ich mich schon, als er noch lebte. Da trug er den vollen Wasserkrug vom Kinderzimmer, in dem ich Klavier übte, in sein Schlafzimmer. Während er am Waschbecken stand, in Filzschuhen, groß und schweigsam, versuchte ich besonders schön zu spielen, ein Stück, das ich schon beherrschte. Aber er sagte nichts. Ganz vorne werde ich gehen, dachte ich, wenn er an mir vorbei mit dem Krug in sein Schlafzimmer verschwand.

Meine Eltern, diese ... Wie sagtest du im Sterbebett? Meine Eltern, diese ... Haben mich ins Haus zurückgelockt, und ich habe diese ... Wie drücktest du es aus? Ganz betreten schaute Mutter drein, als du dich im Bett aufsetzttest und das sagtest.

Was hast du deine Eltern genannt, kurz vor deinem Tod? Wie hast du den toten Großvater verflucht und die lebende Großmutter, die schon um dich trauerte, ihren Gescheitesten, Erstgeborenen, Tüchtigsten? Meine Eltern, die könnte ich heute noch erwürgen dafür, dass sie mich in ihr Haus zurückgelockt haben. Ja, so sagtest du. Und gar nicht feierlich, wie wir den Großvater begruben. Auf diesem Friedhof, genau hier, wo ich jetzt stehe, drehtest du deinen Hut in den Händen. Die Zeremonie dauerte dir zu lange. Beim Leichenschmaus machtest du einen Witz über Großmutter's Unart, mit vollem Mund zu sprechen.

Homo homini lupus, sagtest du oft.

Man sollte keine Kinder haben, riefst du einmal, nach einem Streit. Das war an mich gerichtet.

Die stillen Stunden nach dem Mittagessen, wenn du dich ins Schlafzimmer zurückgezogen hattest.

Mutter huschte auf Zehenspitzen. Flügel wuchsen ihr, wenn sie deinen Schlaf bewachte. Geh leise, du weckst Papa! Du bist rücksichtslos! Das war ein Wort, mit dem sie zuschlug, auf das man keine Antwort wusste, weil man die Bedeutung nicht verstand. Rücksichtslos, das war etwas sehr Schlechtes.

Es hagelte immer wieder dieses Wort, weil ich vergaß, dass du im Bett lagst, wenn ich die Stiegen heraufkam, von der Straße ins Haus, harmlos, und oben sprang Mutter mir entgegen mit wutverzerrtem Gesicht. So fremd und

schrecklich war ihr Gesicht, dass ich es gleich vergessen musste, und am nächsten Tag zur gleichen Zeit hatte ich es wieder vor mir. Rücksichtslos!

Da kann man sich nur ducken und davonschleichen, weil man ein Kind ist, das schon schlecht auf die Welt gekommen ist. Ein Kind, das auf der Straße im Regenschlamm spielt, mit Kindern, die kein Umgang sind. Ein hässliches Kind, dem die Vorderzähne nicht wachsen, das man nicht fotografiert, wenn die kleinen Schwestern fotografiert werden.

Du, geh weg, stör uns nicht, sei nicht lästig, tu den Schwestern nicht weh, lass sie schlafen, gib ihnen von deiner Schokolade, sei nicht so gierig. Mach deine Schulaufgaben woanders!

Ein Kind war ich, das sich auf den Balkon stellte und in die Hose machte, um zu fühlen, wie das ist, was sein wird, stehen bleiben in der warmen Lacke, bis Mutter kommt und sich wundert. So, wie sie sich wunderte, wenn ich ihr den Suppenlöffel in den Mund schob: Bitte, leck ihn ab, bevor ich damit esse.

Leichenschmaus. Was für ein grobes Wort. Als würde man den Toten verzehren. Was für eine barbarische Sitte, sagte Mutter, gleich nach einer Beerdigung ins Wirtshaus zu gehen und sich vollzufressen. Das wird es in unserer Familie niemals geben, sagte sie.

Aber dann saßen wir doch im Wirtshaus. Wir hatten ein großes Buffet bestellt. Das konnten wir von der Erbschaftssteuer absetzen. Zuerst wurde nur Mineralwasser getrunken. Dann fing der erste Verwandte mit dem Rauchen an, und man ging über zu Wein. Als Bernhard mit vollem Teller vom Buffet kam, da stand auch der erste Erwachsene auf und langte tüchtig zu, und dann wurde nicht mehr über den Toten gesprochen. Man lobte die feine Zubereitung der Speisen, und die Gesichter wandten sich der Kamera des Onkels zu, der uns fotografierte und später die Bilder verschickte mit beigelegter Rechnung. Sehr gute Bilder haben wir, endlich einmal solche, auf denen alle Verwandten gleichzeitig zu sehen sind.

Blödes Luder nanntest du sie. Nichts hat der Trampel gelernt. Den Tisch richtig decken, das ist das Einzige, was ihr zu deiner Zufriedenheit gelang. Ein Vater muss ein Tischtuch haben. Die Kinder haben ihre Teller auf dem nackten Tisch stehen. Sonntags wird das Tuch auseinandergebreitet für alle. Gabel links vom Teller, Messer rechts, mit der Schneide nach innen. Das hat Mutter von dir gelernt, dass es unschicklich ist, ein Messer mit der Schneide nach außen zu legen. Der Suppenlöffel muss horizontal liegen. Salz und Pfeffer in Reichweite, nicht nur um nachzuwürzen. Auch zum Werfen, wenn du wütend bist. Damit du etwas gegen die Tür schleudern kannst wegen des Telefons, das zur Essenszeit läutet. Die lästigen Patienten, die nicht begreifen, dass der Doktor auch nur ein Mensch ist. Vor lauter Wut darüber, wie schlecht Mutter dich am Telefon verleugnet, springst du auf, reißt ihr den Hörer aus der Hand und bist wieder der gute, verständnisvolle Arzt, der sofort wegfährt und seine Pflicht erfüllt. Mit dem Besteck so umgehen, wie du es auf der Offiziersschule gelernt hast. Wir haben alles gelernt von dir und auch früh gelernt, andere Menschen wegen ihrer anderen Tischsitten zu verachten.

Wenn du deine Hauptmannsuniform aus dem Krieg daheim getragen hättest von Anfang an, dann wäre vielleicht vieles deutlicher gewesen.

Ein Vater, ein richtiger Vater, ist einer, den man nicht umarmen darf, den man nicht unterbrechen darf, wenn er spricht, dem man antworten muss, auch wenn er zum fünften Mal dasselbe fragt und es aussieht, als frage er zum fünften Mal, um sich zu vergewissern, ob die Töchter

auch willig sind, stets zu antworten, ein Vater, der einem das Wort abschneiden darf.

Es ist so still im Haus, klagtest du manchmal.

Meine Träume werfen mich zurück nach Hause, ins Graue, Vermauerte. Ich träume, dass ich in meinem Auto flüchten will, aber es ist mir gestohlen worden. Auf einem hölzernen Fahrrad versuche ich zu entkommen, aber meine Füße rutschen immer wieder von den Holzpedalen. Touristen schlendern durch die Stadt, bewundern die Barockfassaden und fühlen sich wohl, weil sie nichts wissen.

Vater ist tot. Ich sage es mir vor und begreife es nicht. Sicher aber ist, dass er nicht daheim sein wird, wenn ich Mutter besuche. Dass ich keine Anstrengungen mehr unternehmen werde, auf ihn einen guten Eindruck zu machen. Dass er mir keine Fragen stellen wird, während er plant, was er meiner Antwort entgegenhalten wird. Dass er mir keine Fallen stellen wird.

Aber sein Sterben war die letzte Falle, in die ich hineingeriet und in der ich noch immer stecke. Weil mein Vater unsterblich ist.

Mutter liebt ihn jetzt sehr, bringt ihm jeden Tag Blumen, zündet die Kerzen an. Wenn sie allein auf den Friedhof geht, sucht sie die Straßenränder ab nach einem Zeichen. Die Blume, die sie dann findet, hat er für sie wachsen lassen. Sie weiß es. Wieder ein Glück, das nicht mit einer Enttäuschung bezahlt werden muss. Auch meine Schwestern gehen gern auf den Friedhof. Es tut so gut, wenn man ihm etwas Gutes tun kann, sagen sie. Man kann ihm jetzt Liebe geben, ohne sich der Gefahr einer Abweisung auszusetzen. Tote können einem nicht mehr vorschreiben, wie sie geliebt werden wollen.

Das friedliche Familienleben. Mit dem Frieden, der darin besteht, dass die einen nicht sagen, wie hungrig sie sind,

damit die anderen in Ruhe essen können.

Ich höre Vaters Stimme. Er ruft meinen Vornamen. Er will etwas von mir. Weit weg ist er, in einem anderen Zimmer. Und will etwas von mir, daher lebe ich. Er schimpft mit mir, daher gibt es mich. Er geht vorbei an mir, ohne etwas zu sagen. Überflüssig bin ich. Mich sollte es nicht geben.

Kehlig war seine Stimme manchmal, erschreckend tief aus der Gurgel kam sein Lachen. Der Vater, der so lachen konnte, war ein anderer Mann, von dem wir nichts wussten. Klar konnte er sprechen, mit scharfen Formulierungen. Es gab Formulierungen, die Mutter in ihren Sprachschatz aufnahm. Aber es fiel so lächerlich aus, wenn Mutter sich bemühte, wie Vater zu sprechen. Ein zackiger Vater, witzig, flink, geschickt. Goldene Hände hat er, sagten die Patienten. Charmant war er, elegant im weißen Kittel. Ihm konnte man vertrauen. Mit ihm kann man so gut über alles sprechen, mit allen Problemen kann man zu ihm kommen, sagten die Patienten, unser Doktor ist so gescheit, er versteht alles und hilft, wo er kann.

Ich wünschte mir Krankheiten, um von ihm berührt zu werden. Seine Hände. Ein Schuhband wurde von ihnen geheiligt, wenn er uns zeigte, wie man Schischuhe schnürt.

Ich sehne mich nach dem Leben. Wenn ich mich aus dem Fenster beuge, sehe ich in den Hof. Heute Vormittag ging ich wegen eines Geräuschs, das ich gehört hatte, zum Fenster. Ein kleiner Bub, den ich noch nie im Hof bemerkt hatte, fuhr auf einem Dreirad. Er ist mutig, dachte ich, er übt das Leben. Seine Eltern sind mutig, dass sie ihn allein das Leben üben lassen. Er wird am Gitterzaun, der den Hof teilt, anstoßen, dachte ich. Aber der Bub stieß nicht an. Vorsichtig lenkte er.

Das Pflaster unten ist gelb, die Hausmauern sind grau. In einigen Fenstern stehen Blumenkisten. Niemand außer mir schaute dem Buben zu. Ich dachte, dass ich jetzt auf

keinen Fall hinunterspringen durfte. Das Kind würde erschrecken. Niemanden darf ich mit so etwas erschrecken. Niemandem den Anblick meiner Leiche zumuten. Deshalb frage ich mich, wie es möglich wäre, tot zu sein, ohne den Menschen, die sagen, ich sei ihnen wichtig, Schrecken einzujagen.

Geht es dir gut, fragt Mutter am Telefon und lacht verlegen: Wir haben schon so lange nichts von dir gehört! Ich mache mir Sorgen um dich, sagt sie und lacht verlegen. Weil du so viel allein bist. Und lacht verlegen.

Mutter, wo ist Vater. Vater hat keine Zeit mehr. Vater ist drüben auf dem Schiff, im Zeitmeer.

Wenn die Sätze sich ineinander verhaken, schlafe ich ein. Falle tief hinab ins Kinderzimmer. Das will ich jetzt einrichten. Ich habe meine Möbel mitgebracht. Die Schwestern wohnen darin, sie gehen nie mehr fort, das Haus wird ihnen gehören. Und da liegt der Vater. Ich muss ihn zum Trocknen aufhängen, vor dem Haustor. Gegenüber ist wieder das Wirtshaus. Die Gäste schauen herüber und sehen, wie ich meinen Vater mit Wäscheklammern an der Wäscheleine befestige.

Darüber will ich mit keinem Menschen sprechen. Manchmal wundert es mich, dass es nicht herausfliegt aus meinem Mund, wie ein Virus, und die anderen ansteckt. Mich vor die Straßenbahn werfen oder hinaufgehen in den vierten Stock und mich in den Hof fallen lassen. Oder mich mit einer Rasierklinge ins Handgelenk schneiden. Oder mich selbst an einer Wäscheleine befestigen. Ich will leben, sagt mein Körper, schneide den Kopf ab, der mich umbringen möchte.

Manchmal ist mir, als trüge ich anstelle des Kopfes ein Blechgeschirr mit zwei Henkeln, in das jeder seinen Dreck hineinschütten kann.

Ich war noch ein Kind, als jener Brief meines nach Kanada ausgewanderten Onkels vorgelesen wurde. Der Onkel beklagte sich über seinen dortigen Arbeitgeber, beschrieb auch sein Aussehen, und am Schluss der Beschreibung stand: Er ist Jude.

Das habe ich mir sofort gedacht, sagte Vater. Mutter nickte.

Was heißt das, Jude, fragte ich. Weil das doch beinahe zweitausend Jahre her ist, dass es die Römer und die Pharisäer gegeben hat, Herodes und die Juden, und Moses und die Ägypter. Gibt es noch Juden, fragte ich. Vater lachte und sah Mutter an. Mutter schmunzelte. Dann wurde mir erklärt, dass es überall und immer Juden geben wird, was für Namen sie haben, woran man sie erkennt, Sonnenschein, sagte Vater, so heißt der Jude, bei dem dein Onkel arbeitet und ausgenützt wird, verstehst du, sie verhalten sich so, dass sie immer wieder vertrieben werden und sich woanders einnisten, bis man sie wieder vertreibt, weil sie keiner haben will.

Gibt es auch bei uns Juden, hier, in der Stadt, fragte ich. Vater und Mutter schauten einander an. Mutter wollte etwas sagen, Vater winkte ab.

Was wäre gewesen, wenn Hitler den Krieg gewonnen hätte, fragte ich Vater, als ich schon Birers Geliebte war.

Entsetzlich, sagte Vater, für die ganze Welt ein unermessliches Unglück. Dieser Verbrecher!

Wie er das Wort aussprach, so voller Anklage und Wut, wie er es wiederholte: dieser Verbrecher! Dieser Verbrecher! So oft sagte er es, dass ich den Verdacht hatte, es müsse etwas ganz Besonderes geben, was mein Vater diesem Hitler vorzuwerfen hatte, etwas Entsetzliches, das auch Vater betraf, nämlich, dass Hitler es fertiggebracht hatte, ihn, den gutgläubigen Studenten, in etwas verstrickt zu haben, wovon er erst zu spät erfuhr.

Und die Juden. Na ja. Natürlich ein unglaubliches Verbrechen. Eines, das niemals zu sühnen ist. Aber die Juden. Augenzwinkern. Das kann doch kein Zufall sein, dass die Juden nirgends beliebt sind, nicht einmal bei ihren Verwandten, das sieht man ja, dass sie nicht einmal dort, wo sie jetzt ihren Staat haben, geduldet werden.

Vater schiebt sich die Brille auf die Nasenspitze, schaut mich über den Rand der Brille an, lächelnd, mit einer seltsamen Freundlichkeit. Wir sind ja in Wirklichkeit Juden, sagt er, mit einer Stimme, die etwas ausdrücken soll, etwas zugleich Bedeutungsvolles und Komisches, eine veränderte Stimme ist das, so wie Vaters ganzes Gesicht und seine Körperhaltung verändert sind. Wir sind Juden, stimmt's, fragt er Mutter. Mutter bittet ihn, mit diesem Unsinn aufzuhören. Und weil mich das neugierig macht, höre ich mit den Fragen über Vaters Spiel nicht auf, bis Mutter erklärt, dass ihr Vater wahrscheinlich Jude gewesen sei, man wisse es nicht genau, und es habe auch keine Bedeutung, der Vater sei schon lange tot, und nicht einmal er habe gewusst, ob er Jude sei. Das sind so Geschichten, sagt sie, mit denen dein Vater mich manchmal quälen oder

amüsieren will, ich weiß nicht, warum er das so gern tut. Manchmal glaube ich, er wäre selbst gern Jude, weil es Juden gibt, die er bewundert. Weil Juden gescheiter sind als Nichtjuden, und Vater wäre gern Jude oder Aristokrat, jedenfalls nichts Gewöhnliches.

Wenn ich das Telefon abhebe und Birers Stimme höre, wird mir schlecht. Und er kann nichts dafür. Oder doch? Er weiß nicht, was er mir angetan hat. Und ich habe es mir doch nur selbst angetan. Er war selbstsüchtig. Als Jude auf seinen Vorteil bedacht? Kein Samariter, nicht von der Heilsarmee. Das hat er von Anfang an gesagt.

Seit er mich freigegeben hat, bringt er mir noch die Zuckerstücke, die er sammelt, weil er Kaffee ohne Zucker trinkt und wir einmal im Kaffeehaus saßen, da nahm ich das Zuckerstück, das auf seinem Tablett lag, um es zu essen. Wir waren über eine Fernsehsendung verschiedener Meinung. Weil Birer nicht nachgab, legte ich das Zuckerstück zurück aufs Tablett. Er fand das komisch, und seither denkt er an mich, wenn er Kaffee trinkt. Die Zuckerstücke in seiner Sammlung werden immer mehr, und wenn es schon zu viele sind, steckt er sie in ein Plastiksäckchen und bringt sie mit, wenn er mich besucht. Wann darf ich dir den Zucker bringen, das ist zu einer Chiffre geworden für die Frage: Wann darf ich dich besuchen?

Er tut, als wäre der Zucker der Grund seines Kommenmüssens. Nachschauenmüssens. Wie es mir geht. Obwohl ich nie sagen kann, wie. Er umarmt mich väterlich und presst sich nicht mehr an mich, wenn wir einander begrüßen.

Birer war ein gescheiter Mann. So wie Vater, wenn nicht gescheiter.

Aber als wir einander in seinem Haus am Tisch gegenüber saßen, fragte er, wie ich es ersehnt und

befürchtet hatte, ob ich das Gespräch mit ihm nicht im Bett fortsetzen wollte. Geiler alter Jud, dachte ich. Und: Vielleicht ist er jung, im Bett.

Sein Gesicht kam näher, unsere Brillen klirrten zusammen, als er mich küsste. Der Kuss war gut. Ja, dachte ich, er wird jung sein. Er wird mein Geliebter, mit ihm werde ich mich behaupten gegen Vater.

Als ich die Holzterappe hinaufging, ging er langsam hinter mir.

Er hat alles vorbereitet. Es ist alles geplant und vorgesehen. Ich betrete sein Schlafzimmer, obwohl ich schon nicht mehr will. Ein Bett steht an der Wand. Hier wird er mich demütigen.

Der alte Mann. Der holt sich jetzt einen jungen Körper in sein altes Bett. Er hat mich hinters Licht geführt. Er will nur das. Er ist Jude. Juden soll man nicht trauen. Warum habe ich meinem Vater nicht geglaubt? Juden halten zusammen und benützen uns. Der alte Jud verachtet mich, weil ich mit ihm ins Bett gehe. Eine junge Jüdin müsste das nicht tun. Mit ihr würde er väterlich umgehen. Aber ich bin keine Jüdin. Ich habe vieles, was Vater über Juden sagte, nachgesagt. Der Alte bestraft mich jetzt dafür.

Gib mir von deiner Wärme, bittet er. Später begleitet er mich in das Zimmer, das für mich vorgesehen ist. Ich glaube, er küsst mich auf die Stirn. Ich sehe ihn zur Tür hinausgehen. Er scheint traurig zu sein.

Das Frühstück steht auf dem Tisch. Ich muss es nur einnehmen. Draußen scheint die Sonne. Birer sitzt auf dem Balkon. Gleich wird er hereinkommen und mich wieder bestrafen.

Er kommt herein, er hat das Gesicht vom gestrigen Abend. Trägt wieder die Brille und tut, als wäre nichts gewesen. Ich sitze da, im hellblauen Trugkleid, die Füße in den lächerlichen weißen Plastikstiefeln. Meine

lächerlichen, billigen, blondgefärbten Haare. Mein trügerisches Mädchengesicht.

Ich kann ihn anschauen, und er wird meinem Blick nichts anmerken. Ich kann sogar mit ihm sprechen. Kann auch so tun, als wäre nichts.

Er sagt, er wird mich jetzt zur Bahn bringen, damit ich den Vormittagszug erreiche. Er will mich loswerden, natürlich. Er hat mich ja gehabt. Jetzt will er seine Ruhe. Es geschieht mir ganz recht.

Der Vormittagszug ist noch nicht da.

Wir müssen warten. Wir sitzen an einem Tisch im Garten des Bahnhofsrestaurants. Frauen gehen vorbei. Die Sonne scheint Birer aufs Gesicht. Auf diesen Kopf, von dem ich nicht weiß, was er noch alles gegen mich plant. Die Sonne scheint in sein betrübtetes Gesicht, in sein Lächeln. Ich weiß aber nicht, ob er lächelt. Ich glaube, er merkt mir die Verwirrtheit an. Aber er fragt nichts. Als die Frauen vorbeigegangen sind, sagt er, er könne hässliche Menschen nicht leiden. Du Ungeheuer, denke ich, wenn du wüsstest, wie hässlich du mir bist. Ich glaube, ich sage nichts. Und ich könnte doch sagen, dass ich es nicht mag, wenn die Hässlichkeit mancher Menschen erwähnt wird. Dass es keinen Sinn hat, über die Hässlichkeit eines Gesichts zu sprechen. Dass es nur verletzend ist. Dass keiner etwas kann für oder gegen seine Hässlichkeit. Dass man im Stillen froh sein soll, nicht hässlich zu sein. Jeder ist für sein Gesicht verantwortlich, sagt Birer, als hätte er meine Gedanken erraten. Oder ich habe etwas gesagt. Ich weiß es nicht. Ich möchte wissen, ob er weiß, was er getan hat. Und er kann mir die Hand küssen, als ich in den Zug steige, er kann winken, aber ich weiß jetzt alles.

Danke, sagt er. Und geht zu seinem Auto. Juden gehen wirklich leicht gebückt, ich sehe es.

Beim ersten Wiedersehen zitterten mir die Hände. Er kam mir noch älter und kleiner vor. Er ging gebückt. Drohend. Auf mich zu. Wenn er meine Hände ergriffe und hielte, dachte ich, dann würde das Zittern aufhören.

Aber er berührte mich nicht. Erzählte von seiner Arbeit, von den zwei Frauen, die in seinem Leben wichtig gewesen waren, von den Städten, in denen er gelebt hatte.

Ich arbeite viel, sagte er, es gibt nur ein wirkliches Leben, und das ist die Arbeit.

Lauf weg, bevor er kommt, dachte ich, als ich wieder in einem Kaffeehaus auf ihn wartete. Ich hatte ihm Zeichnungen geschickt, alle Zeichnungen, die meinem Vater nur ein Achselzucken entlockt hatten. Mir wurde schlecht bei der Vorstellung, dass ich durchs Fenster Birers weißes Haar sehen würde, das zerzaust war, der selbstsüchtige Riese, aus dem Winterschlaf erwacht, geweckt von einem jungen Mädchen. Seinen Kopf und den ganzen Mann, der langsam über die Straße kommt, aufs Kaffeehaus zu, immer näher, durch die Glastür, auf mich zu.

Wie geht es Ihnen?

Er duzte und siezte mich nach Laune.

Peter Birer. Er wollte nicht mit seinem Vornamen angesprochen werden. Peter, versuchte ich, du, Peter. Ich bin Birer, antwortete er.

Mir ist schlecht, sagte ich.

Bist du schwanger, fragte er. Einfältige Männer. Fantasielose Männer. Er weiß nichts, dachte ich. Er begreift nicht, dass ich soeben gesagt habe: Tun Sie mir nichts. Das sollte ich sagen, ja. Tun Sie mir nichts, sonst muss ich mich übergeben. Entschuldige, aber da ist viel Dreck in mir. Der verstopft mir den Atem. Du kannst nichts dafür. Aber tu mir nichts.

Liebes Mädchen, hatte er nach der ersten Nacht geschrieben, Dein Brief war um so vieles zärtlicher, als Du unzärtlich warst. Es war ein wichtiger Brief, der heute von

Dir kam, und er wäre es nicht geworden, wenn ich nicht gewartet hätte, bis Du selbst schreibst. Dass das erste Wort von Dir kommt. Es wäre ja möglich gewesen, dass es für Dich etwas Tiefergreifendes, vielleicht sogar Schockierendes bedeutet haben könnte, zum ersten Mal als Frau mit mir zusammengewesen zu sein. Ich wollte Dein erstes Wort spontan haben. Das war nicht anders zu machen, als dass ich Dich warten ließ. Wenn ich als Erster geschrieben hätte, hättest Du auf meinen Brief geantwortet, aber nicht auf unsere Nacht. Du schreibst, dass Du Dich als etwas Neues empfindest und neugierig geworden seist. Solange man neugierig ist, lebt man. Du wirst schon bemerkt haben, dass ich nicht gerne tot bin. Liebes Mädchen, dieser Brief soll nur der Mitteilung dienen, dass Du ein liebes Mädchen bist.

Mir war, als läge ich auf dem Grund eines Beckens, in dem ich schwimmen sollte.

Ekelt es dich vor mir, fragte er. Nein, sagte ich schnell und lachte. An meinem Lachen schien ihn nichts zu irritieren. Auf seinem Hemd lag Zigarrenasche. Er merkte das nicht und merkte auch alles Übrige nicht. Er hörte mich nicht über seine Operationsnarbe nachdenken, als wir nebeneinanderlagen. Dass man Juden operiert, dachte ich. Dass man sich die Mühe macht! Und wenn mein Vater mich sehen würde im Bett des Juden. Und wenn Birer wüsste, dass wir uns im Gymnasium Stempel mit Hakenkreuzen auf die Unterarme drückten. Auschwitz bedeutete, dass die Juden dort ausschwitzen mussten. Juden erkennt man an den langen Ohren und am schleimigen Lächeln.

Er schaute mich voller Güte an.

Er will mir zeigen, dass er mir vergibt.

Das ist das Heimtückischste und Gemeinste an ihm. Er will, dass ich mich schuldig fühle. Aber was kann ich denn für die Gedanken, die von Vater sind? Ich habe meinem Vater immer geglaubt. Hitler, das war trotz allem ein guter

Name. Ein Mann, der höher stand als Vater. Ich würde doch niemals einen Juden ermorden. Oder doch. Jetzt. Sie alle ermorden, damit es endlich keinen mehr gibt, der an die toten Juden erinnert. Mit den Juden, die überlebt haben, geht es mir wie mit den Spinnen, die mir Angst einjagen, weil es immer dieselbe Spinne zu sein scheint, die ich erschlage, die Rächerspinne.

Ich muss lernen, seinen gütigen Blick zu ertragen, wenn ich schweigend vor ihm sitze und froh bin, wenigstens nicht rot zu werden. Aber ich habe immer den Verdacht, dass er alles weiß und mir zeigen will, dass er zum Verzeihen bereit ist. Also bin ich schuldig.

Viel später, wenn er zum ersten Mal mit dem Zuckersäckchen kommt, wird er mich fragen, ob es jemals eine Bedeutung für mich gehabt habe, dass er Jude sei. Und es wird gut sein, dass mein Zimmer im Halbdunkel liegt, weil ich jetzt wirklich erröte beim Lügen:

Nein, vielleicht nur das eine, nämlich, ich dachte, du heiratest mich nicht, weil ich deine Schickse bin, und wenn ich jüdisch wäre, würdest du mich heiraten.

O mein Kind, wird er sagen, o Gott, wie furchtbar. Das hast du geglaubt?

Und ich werde ihm misstrauen, weil ich dieses Pathos nicht erwartet habe, weil er tut, als überrasche ihn das, und er müsste es doch gewusst haben.

Ich werde nie den Mut haben, ihm zu sagen, warum ich mich wirklich mit ihm eingelassen habe.

Auserwähltes Volk, das muss so verstanden werden, sagte er, dass Gott am Volk der Juden zeigt, ob er mit der Menschheit zufrieden ist oder ob er ihr zürnt. Wenn Gott sein Wohlgefallen ausdrücken will, lässt er es den Juden gut ergehen. Wenn er die Menschheit strafen will, straft er die Juden.

Wieder etwas, was man gegen die Juden kehren kann, denn sie haben da etwas Praktisches erfunden: Macht, dass es uns Juden gutgeht, dann genießt ihr Gottes Wohlwollen.

Er sagt, dass man ihn vom Fernsehapparat wegtragen habe müssen, als der Eichmann-Prozess gezeigt wurde, so sehr habe ihn das Verhör aufgewühlt. Und du, quäle dich nicht damit, und merke dir, du bist für deine Eltern nicht verantwortlich.

Jetzt spricht der Nazi aus dir, sagte er einmal.

Ich rufe Birer an, um die Stimme zu hören, die mich einwiegt. Aber dann rede und rede ich, und wenn ich aufgelegt habe, weiß ich nicht mehr, was er gesagt hat. Ich würde gern ein zweites Mal anrufen.

Hast Du Dich verändert, schreibt er, ist es nicht vielmehr so, dass jetzt aus all Deinen misstrauischen, auf Rückendeckung bedachten, eingeeigelten Trotzhaltungen Dein wahres Wesen hervortritt? Du sagst, Du seist froh über Gedanken, die Du früher nie gehabt hättest. Ich bitte Dich: Lass Dich gehen. Es passt Dir herrlich gut. Und ich bitte Dich, mich bei allem, wozu ich Dir Anstoß bin, nicht zu überschätzen. Ich kann nichts aus Dir hervorholen, was nicht in Dir drin wäre. Wenn Du Dich öffnest, wenn Du Dich lockerst, wenn Du, ich sagte es schon, Dich gehenlässt, habe ich alles getan, wozu ich Dir taue. Pass gut auf, Mädchen, ich bin keine Erfüllung und keine Antwort auf Deine Lebensfragen.

Dieser Birer ist sicher vermögend, oder hat er keine Wiedergutmachung bekommen, fragt Vater.

Ich weiß es nicht, sage ich und hasse Vater dafür, dass mir die passende Antwort erst einfiel, als er längst mit etwas anderem beschäftigt war.

Ja, Birer hat eine Wiedergutmachung bekommen. Sie haben ihm die Eltern und Geschwister und alle Freunde wieder lebendig gemacht, du kennst doch den Witz vom Wiedergutmachungsapparat, in den man oben ein Stück Seife hineinsteckt, und unten kommt ein kleiner Jud heraus. Genauso haben sie es gemacht! Auch die Ledergürtel und Ledertaschen haben sie hineingesteckt. Dann kamen unten die kleinen Jüdinnen heraus.

Ist er ein anständiger Mensch? Ja, er ist anständig.

Er holt mich in sein Bett, er schickt mich fort, sagt, sein Leben ist eingeteilt, er hat nicht mit mir gerechnet, er weiß nicht, was Gott mit ihm vorhat, indem er mich ihm schickte als seine letzte Geliebte. Er weiß nicht, wie alt er ist, weil er keine Kinder hat, und ob ich das nicht absurd finde, ihn, den alternden Mann, und mich.

Wenn er meine vielen Fragen abwehrt, möchte ich die Kruste seiner Jahre zerschlagen und den weichen, verwundbaren Birer in die Arme nehmen.

Wo war er denn im Krieg?

In der Schweiz, Vater, ich gebe es zu, er ist rechtzeitig geflüchtet, schlau, wie er war, als Jude, feige, wie er war, wie alle Juden damals, und jetzt ist er wieder da, so wie alle anderen auch, weil sie sich sauwohl fühlen bei uns, wie du das ausdrückst, weil sie keinen Stolz haben. Und das Haus, in dem er wohnt, gehört einem Juden. Du hast wirklich recht, Vater, sie halten wirklich zusammen. Sein Haus ist nur gemietet, die Miete ist sehr niedrig.

Ich will nicht deine Tochter sein! Von Birer will ich es wissen, alles, was es zu den Juden zu sagen gibt, von ihm, nicht von dir! Ich möchte meinen Kopf retten, Nazidrecksau! Dieses Wort habe ich von Birer gelernt. Er sagt es mindestens so oft, wie du Saujud sagst.

Es rührt mich, dass Sie sich damit beschäftigen wollen, aber Sie dürfen über diesen schrecklichen Tatsachen nicht die Freude am Leben verlieren. Sie sollen sich damit auseinandersetzen, aber Sie müssen daran denken, dass Sie selbst wichtig sind, dass Ihr Leben wichtig ist, und Sie dürfen angesichts der Tatsachen nicht aufhören, die jungen Dinge Ihres jungen Lebens für wichtig zu halten, ermahnte mich Birer.

Nimm mich auf in dein Leben, dachte ich, ich will diesen Weg nicht allein gehen, ich habe Angst.

Er hebt die Hände beschwichtigend, wenn ich aus dem Zug steige und auf ihn zulaufe. Als müsse er meine Geschwindigkeit bremsen und meine Freude, weil in allem, was jung ist an mir, für ihn die Gefahr des Sichschämenmüssens steckt. Wenn ich ihn erreicht habe und seine Hand genommen und meine Wange in sie gepresst habe, spüre ich, wie die Entfernung zwischen uns wächst. Wie kann ich eine Brücke schlagen über die vielen Jahre, die er schon gelebt hat, bevor ich geboren war? Warum spürt er selbst nicht, dass ich von dem, was uns trennt, weiß. Es würde vielleicht genügen, wenn er es spürte, und dann würde uns nichts mehr trennen.

Wenn er nicht sofort nach dem Abendessen seine Hände auf meine Brüste legte:

Komm, zieh das aus.

Ein Sonntag liegt vor uns, ein Nachmittag und ein Abend. Aufwachen unter einem Dach. Aber er zerstört meinen Traum, weil er mich wie einen Gast behandelt. Mein Traum ist es, einmal bei ihm sein zu dürfen, ohne dass er meinerwegen seinen Tagesablauf ändert.

Ich möchte ihm so vieles erzählen, etwas, was mich berührt, eine Gewitterstimmung, ob er sie so empfindet wie ich, ihn danach fragen. Und ob er glücklich ist, so wie er lebt.

Er sagt, sein Glück bestehe darin, sich nicht mehr zu fragen, ob er glücklich sei.

Er hat nur das Zurückschauen in ein vergangenes Leben, denke ich, und was er sich von mir holt, das sind kleine Wiedergeburten von gehabtem Leben.

Warum wurden die Juden wirklich immer wieder vertrieben und verfolgt?

Weil wir Jesus getötet haben, sagt Birer schmunzelnd.
Judenlächeln, dachte ich, Judennase.

Und der gütige, jüdische Blick jetzt wieder, weil er weiß, wie ich mich quäle, und er hat seine Freude daran. Er ist einer der wenigen, die überlebt haben, er hat sich geschworen, Rache zu nehmen, und ich bin ihm in die Arme gelaufen, einfältige Gojte.

Darf ich du sagen? Er fing bald an.

Kommen Sie mich zum Wochenende besuchen?

Er plante schnell.

Nächstes Wochenende könnte ich mir Zeit nehmen für Sie.

Und mich demütigen.

Ja, sagte ich damals, ich werde kommen. Und ich dachte, dass die vielen Mädchen, die in Waggons gepfercht wurden, ja auch Angst gehabt hatten.

Seine verärgerte Stimme am Telefon, wenn ich anrief und mich nicht meldete. Hallo? Hallo!! Ich legte auf, wählte ein zweites Mal, hörte ihn atmen. Dann sagte ich meinen Namen. Bitte, tu das nicht, bat er.

Heirate mich, bettelte ich.

Begreife es endlich, ich bin nicht dein Leben, antwortete er.

Soll ich Jud sagen oder Jude? Jud ist ein Schimpfwort. Aber Birer sagt Jud, nicht Jude. Also sage ich Jud. Aber ich muss es üben, es fällt mir so schwer, mit der neuen Bedeutung. Die Judenwitze, die Birer erzählt, sind anders als die Judenwitze, die ich bisher gehört habe. Birer riecht gut. Er verdeckt seinen Judengeruch mit Rasierwasser. Sein Haus ist sauber. Es stimmt nicht, dass Juden dreckig wohnen. Aber Birers Bedienerin ist keine Jüdin. Eine Arierin lässt er seinen Dreck wegputzen. Ich möchte mir vor meinem Vater die Kleider ausziehen, mich nackt vor ihn hinstellen: